Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 33 (1939)
Heft: 12

Artikel: Die solidarische Kriegsschuld
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-137454

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ewig Gegenwärtige. Er ist die Fülle *vor* uns — gewiß! — aber er ist auch die Fülle *unter* uns. „Und der auf dem Throne sitzet, spricht: Siehe, ich mache alles neu."

So ist Jesus die Revolution des Christentums und die der Welt, die wir beide brauchen, beide Eins geworden! So kommt er! Komm, Herr Jesus! *Leonhard Ragaz.*

Die solidarische Kriegsschuld.

I.

Wir werden den Traum fast nicht los, daß es noch Friede sei.

Wir sind fast nicht wachzurütteln. Der Mensch weigert sich, an den Krieg zu glauben und sträubt sich, seine Tatsächlichkeit zu realisieren. Das mag seine tiefen Gründe haben, — aber es ist falsch. Man muß es dem Menschen jetzt in die Ohren schreien: der Friede, an dem du hängst und an den du glaubst, ist tot. Man hat ihn getötet. Der *Krieg* ist das, was jetzt lebt, — ihn hat man leben lassen — und wenn du das nicht siehst, bist du selbst kein lebendiger, zum mindesten kein wacher Mensch.

Das, was jetzt ernst zu nehmen ist, ist der Krieg. Wir haben die Werke des Friedens ernst genommen, wir haben die Ehrfurcht für das menschliche Schaffen, das Gestalten und Fördern des Lebens in uns genährt. Und heute?! Ist es nicht so, daß nur ein im tiefsten Grund unernster Mensch diese Dinge noch ernst nehmen kann? Es sei denn, diese Dinge täten das, was sie leider bisher nicht taten: sie erhöben sich gegen den Krieg im Namen des Lebens, dem ehrlich zu dienen sie doch immer behauptet haben. Wenn sie das aber nicht tun — sie tun es immer noch nicht — sollen wir dann ihr mit dem Phänomen des Lebens sich abmühendes Theoretisieren, Philosophieren, Theologisieren noch ernst nehmen — wenn doch daneben die einzig zielbewußten Anstrengungen der Menschen darauf gehen, dem Tod in die Hände zu arbeiten? Wahrhaftig, die Werke des Friedens sind Spielerei geworden; und je ernster man sie noch nimmt, desto größer ist der Frevel. Es ist jener Frevel der „unnützen Worte", über die ein besonderes Gericht ergehen wird. Sollen wir die Universitäten, die Forschung, die Literatur, die ganze sogenannte Kulturarbeit noch ernst nehmen in dieser Welt, für die gerade das charakteristisch ist, daß ihre Barbarei von keiner Seite her so wenig ernsthaft behelligt wird wie von der Seite des „Geistes"? Diese Geistigkeit nimmt sich ja selber nicht ernst, sondern begnügt sich mit einer vom Leben losgelösten, fiktiven Existenz, wenn sie sich nicht geradezu mit der Barbarei prostituiert. Das Letztere hat sie reichlich getan; Chemiker und Physiker, Juristen, Philosophen und Theologen haben den Krieg technisch und geistig ermöglicht. Die Aufgeklärten unter ihnen hat ihre Aufge-

klärtheit nicht gehindert, ſich in den Dienſt dieſes dümmſten und finſterſten Aberglaubens zu ſtellen, und die Gläubigen haben wenig Hemmungen gehabt gegenüber dieſem blutigen Götzendienſt.

Nun verſchwinden die Faſſaden gothiſcher Dome hinter Sandſäcken, und es wird nachgerade lächerlich, zu verkennen, daß die Sandſäcke unſere Zeit ehrlicher kennzeichnen als jene Zeugen alter, wirklicher Kultur. Man hat den Frieden nicht ernſt genommen, nun ſollte man wenigſtens den Krieg ernſt nehmen, — nämlich dadurch, daß man ihn in ſeinem alles andere zur Spielerei ſtempelnden Ernſte ſieht. Man ſollte den Mut haben, unſentimental zu ſein, indem man erkennt, daß eine Geiſtigkeit, die nicht den leidenſchaftlichen Willen hat, gegen die Welt der Barbarei zu zeugen, wirklich nichts anderes iſt als verächtliche Sentimentalität. Die Figuren, welche frühere Geſchlechter in den Niſchen gothiſcher Faſſaden aufgeſtellt haben, die ſich aufopfernden Heiligen, die Helden der Liebe und wirklichen Geiſtes, die Gekreuzigten — ſie ſind heute nicht zufällig durch Sandſäcke den Blicken entzogen. Ihr Verſchwinden iſt Symbol für die Tatſache, daß man ſie ja längſt nicht mehr geſehen hat und nicht mehr mit Ernſt vor ihnen ſtand. Ueberflüſſig beizufügen, daß ſich dieſe bitteren Feſtſtellungen nicht nur auf das in Stein gemeißelte „Wort Gottes“ beziehen, ſondern auch auf das verkündigte.

Die Werte des Friedens — wir meinen damit alles, was wahrhaftig Leben iſt, dem Leben dient und gegen den Tod gewendet iſt — werden jetzt nicht dadurch gerettet, daß man den Krieg bagatelliſiert. Uebrigens — wenn wir vom Kriege reden, dann reden wir nicht in erſter Linie von der gegenwärtigen, mehr oder weniger akuten Situation, von dem jetzigen mehr oder weniger umfaſſenden und mehr oder weniger grauenvollen Kriegsgeſchehen, ſondern wir reden von dem Krieg überhaupt, von dem Krieg, der als eine nicht nur ſozuſagen, ſondern ganz buchſtäblich offiziell anerkannte Macht unter den Völkern da iſt und zwar einſtweilen noch unter allen, ganz gleichgültig, ob ſie zufällig im „Frieden“ leben oder in kriegeriſche Aktionen verwickelt ſind. Wir reden von dem Krieg, der unter die die Welt beherrſchenden „Mächte und Gewalten“ gehört, von dem Krieg, der zu den geiſtig noch nicht bewältigten, geſchweige denn überwältigten Gewalten gehört. *Dieſen* Krieg meinen wir, wenn wir die Menſchen beſchwören, den Krieg nicht zu bagatelliſieren, ſondern zu erkennen, daß er das Realſte unſeres Lebens zu werden im Begriffe iſt. Es handelt ſich darum, zu begreifen, daß die Werke und Werte des Friedens unter der immer mehr alles überſchattenden Kriegsrealität zu einem bloß ſchattenhaften, im letzten Grunde unwichtigen Daſein verblaſſen. Wir ſtehen ſchon an dem Punkt, wo der Krieg zu der dominierenden Macht geworden iſt, die allem menſchlichen Tun eine neue Richtung gegeben hat, ſo wie der große Magnet die Dinge an ſich zieht oder ſie wenigſtens zwingt, ſich auf ihn hin auszurichten. Dieſer Prozeß

ist schon weit gediehen. Schon ist es Illusion, zu meinen, daß die Völker Werte schaffen oder Werte sparen zur Erhöhung und Bereicherung des Lebens. Sie erzeugen schlechterdings nichts mehr anderes als Kriegsmittel und Kriegsreserven. Es ist bereits Sentimentalität, zu meinen, daß Mütter einfach Mütter seien, Dienerinnen des Lebens; sie sind solche, welche das Menschenmaterial hervorzubringen haben, das im Kriege gebraucht und verbraucht wird. Es ist nichts als Ahnungslosigkeit, zu glauben, daß die Erziehung der Kinder, die Ertüchtigung der jungen Generation um der Kinder, um ihres eigenen wertvollen, ja heiligen Lebens willen geschehe. Der Krieg setzt in all diesen Zusammenhängen den Ausdruck „heilig" in ironische Anführungszeichen. Wirklich heilig ist nur er selbst, der Krieg. Die Aerzte sind nicht mehr Kämpfer gegen den Tod, sondern ihrem Wissen um die Heilung ist die völlige und furchtbare Wendung gegeben, daß sie dem Tode dienen müssen, indem sie dazu da sind, die Menschen instandzusetzen — und wieder instandzusetzen — zu töten. Die Priester sind nicht mehr Verkünder des göttlichen Heils für die Erde, der Liebe Gottes zu allem Lebendigen, sondern sie sind dazu da, die hereingebrochene, das Leben erstickende Finsternis mit dunklen Reden über eine dunkle Gottheit und ihr unerforschliches Walten zu begleiten. So ist das Schlagwort vom „totalen" Krieg in einem viel umfassenderen als bloß strategischen Sinn Wahrheit geworden.

Denen, welche die Lust anwandelt, eine derartige Betrachtungsweise der Ueberspannung zu beschuldigen, möchten wir sehr ernstlich zu bedenken geben, ob die Gefahr des Menschen nicht viel mehr die ist, all diese Dinge viel zu matt zu empfinden und zu leicht zu nehmen, ihren letzten Sinn, der sich in jenen äußersten Konsequenzen enthüllt, zu übersehen. Wir haben zu begreifen, daß die Zeiten vorbei sind, wo der Mensch den Krieg sozusagen in der Hand hatte und mit ihm machen konnte, was er wollte, ihn wie einen Jagdhund nach Bedarf losließ und wieder zurückpfiff. Der Mensch hat heute den Krieg nicht mehr in den Händen, sondern der Krieg hat den Menschen in den Händen. Der Mensch hat dieser Sache gegenüber die Herrenstellung eingebüßt, er ist ihr Sklave geworden. Es kommt nicht mehr auf den Menschen an und auf seine sinnvollen Lebenszwecke. Es regiert eine andere Macht, der am Menschen und an seinem sinnvollen Leben nichts liegt, weil sie *ihre* Triumphe auch über Massengräbern und Ruinen feiern kann.

Möchten diejenigen recht haben, welche behaupten, daß wir denn doch noch nicht so weit seien. Verantwortungslos aber wäre ihr Optimismus, wenn sie nicht erkennten, daß nur eine Wendung von klarster Bewußtheit und äußerster Entschlossenheit es verhindern kann, daß wir an jenes Ende gelangen. Auch wir sind nicht hoffnungslos. Aber es ist nur eines, wonach wir als nach einem Symptom der Hoffnung suchen: das ist das tiefe Erschrecken über das geschaute Gorgo-

nenantlitz des Nihilismus, das ſich am Ende jenes Weges erhebt. Schon iſt die konſequent nihiliſtiſche Parole ausgeſprochen worden in unſerer Zeit: „Wir leben um zu ſterben.“ Der Sinn liegt in der Vernichtung ſelbſt. „Und das mit Recht, denn alles, was beſteht, iſt wert, daß es zugrunde geht.“ Auch der Tod hat ſeine Lobpreiſer und Apoſtel gefunden in unſerer Zeit, und zwar der aktive, der mordende Tod.[1])

Das aber iſt der Zuſammenbruch alles Menſchlichen und alles Göttlichen, das dem Menſchen je ins Herz gegeben worden iſt. Wenn wir von dieſer Kataſtrophe noch nicht völlig betäubt ſind, ſondern ſie noch als Kataſtrophe empfinden, dann — dann allein! — beſteht noch Hoffnung. Dann iſt wenigſtens irgend etwas in uns, das noch frei iſt. Dann iſt der Krieg noch nicht mehr als unſer Tyrann, der Macht hat über unſere Leiber, aber doch noch nicht der Dämon, der auch unſere Seelen knechtet. Dann iſt ein geiſtiges Ringen mit der Kataſtrophe noch möglich.

II.

Das geiſtige Ringen mit der Kataſtrophe muß anheben mit der *Erkenntnis der Schuld.* Die Anerkennung dieſer Theſe hängt allerdings an zwei Vorausſetzungen, zum erſten an der Anerkennung einer ſittlichen Grundordnung der Welt und zum zweiten an der Ueberzeugung, daß ſolche Dinge wie Krieg und Frieden in der Hand des Menſchen liegen, daß ſie alſo nicht Schickſal ſind, ſondern Schuld.[2]) Wir müſſen in dieſem Zuſammenhang darauf verzichten, dieſe Grundüberzeugungen unter Beweis zu ſtellen. Auch derjenige, der bei Kriegskataſtrophen ſchickſalhaftes Geſchehen im Spiele ſieht, wird kaum ſo weit gehen, zu behaupten, daß menſchliche Schuld überhaupt nicht dabei beteiligt ſei — ſo wenig wir unſerſeits die Schickſalskomponente einfach beſtreiten. Aber des Menſchen Sache, ſeine heiligſte Verpflichtung, iſt, die Schuld auf ſich zu nehmen, auch dann, wenn ſie nur eine Teilurſache der Kataſtrophe ſein ſollte.

Noch eine andere Vorbemerkung mag nötig ſein. Man begegnet auf Schritt und Tritt zwei Arten, die Schuldfrage zu behandeln, die ihre Popularität dem Umſtande verdanken, daß ſie der Bequemlichkeit und Denkfaulheit entgegenkommen. Die eine Art ſchiebt die Schuld auf einzelne Individuen und kommt damit dem ſelbſtgerechten und denkfaulen Bedürfnis nach einem „Sündenbock“ entgegen; die andere Art redet völlig unkonkret, verſchwommen und darum völlig unernſt von der allgemeinen Sündhaftigkeit als Urſache der Kataſtrophe. Dieſe Art entſchlägt ſich jeder ernſten Selbſtprüfung, ja jeden wirklichen

[1]) Man leſe dazu die tiefen Ausführungen von Margarete Susman: „Die geiſtigen Tragkräfte des modernen Kollektivismus“, Neue Wege Heft 7/8 1939.

[2]) Das iſt nur ſcheinbar ein Widerſpruch zu der vorher geäußerten Anſicht, daß der Krieg der Hand des Menſchen entglitten ſei. Denn dann liegt die Schuld eben darin, daß er ſich dieſe Sache entgleiten ließ.

Nachdenkens über die konkreten und direkten Zuſammenhänge und erreicht deshalb niemals, daß ſich jemand getroffen fühlt. Daß wir nicht in dieſer Art von Schuld reden möchten, wird aus den folgenden Ausführungen hervorgehen.

Wir ſind uns nun allerdings auch deſſen bewußt, daß wir nur Andeutungen zu machen imſtande ſind. Die ganze Tiefe der Schuld zu ermeſſen und ihre verborgenen Zuſammenhänge bloßzulegen, das überſteigt Menſchenkraft, wenigſtens die unſrige. Wir können nur hinweiſen auf den Weg, von dem wir aber feſt überzeugt ſind, daß ſich bei deſſen Beſchreiten die Wahrheit mit jedem Schritt deutlicher enthüllt.

Die Erkenntnis der Schuld bedeutet die erſte Vorausſetzung für die geiſtige Bewältigung der hereingebrochenen Kataſtrophe. Umgekehrt ſchließt die Unklarheit und Selbſttäuſchung bezüglich der eigenen Schuld jede Verfinſterung in ſich. Es iſt ja auch im Individuellen ſo: die Seele, die ihre Schuld nicht erkennt, verfällt der Dumpfheit. Es wäre wohl Anlaß, die Frage zu ſtellen, ob vielleicht in dieſem pſychologiſchen Geſetz die Erklärung liegt für die ſich heute aufdrängende bedrückende Feſtſtellung, daß die Menſchheit auf die gegenwärtige Kataſtrophe mit einem auffälligen Maß von Dumpfheit reagiert. Das mag individuell ſehr verſchieden ſein; bei den Einen iſt es wie Betäubung, aus der ſie nur langſam aufwachen, bei andern aber bleibt das Aufwachen aus. Wir reden dabei nicht von einer Sache der Nerven. Es iſt ja möglich, daß in einer Zeit wie der unſrigen die Nerven ohne unſere Schuld der Abſtumpfung ausgeſetzt ſind. Was aber niemals ſtatthaben darf, das iſt die Abſtumpfung der *Gewiſſen.* Sollten wir auch dieſe konſtatieren müſſen, dann wäre die Urſache in jener verfinſternden Wirkung zu ſuchen, welche unerkannte und unvergebene Schuld auf den Menſchen hat.

So ſtellen wir denn die konkrete Frage: Wie und wann ſind wir an der gegenwärtigen Kataſtrophe ſchuldig geworden? Und wir geben die konkrete Antwort: Die Schuld liegt in dem, was wir am Ende des Weltkrieges von 1914 bis 1918 getan oder nicht getan haben. Die zeitliche Fixierung der Schuld geſchieht nicht nur, um die Konkretheit der Antwort zu ſichern, ſondern ſie bringt die wichtige Wahrheit zum Ausdruck, daß das Gebot Gottes nicht vor allem in formulierten Moralgeboten dem Menſchen entgegentritt, ſondern in der Forderung von konkreten, in einer beſtimmten Stunde an ihn herantretenden Entſcheidungen. In ſolchen Stunden zu verſagen, das iſt die große, höchſte Segnungen verſcheuchende und furchtbaren Fluch herabbeſchwörende Schuld. So muß es uns denn auch klar ſein: Trotzdem die Schuld, Krieg zu führen, eine Schuld iſt, die durch die Jahrtauſende mit dem Menſchengeſchlecht gegangen iſt, und trotzdem dieſe Schuld längſt als ſolche zu erkennen war, ſchon als der Fluch über Kain ausgeſprochen wurde: „Siehe das Blut deines Bruders ſchreit vom Erdboden zu mir empor“, trotzdem es eine Schuld iſt, die von den geſchriebenen Ge-

ſetzestafeln zu leſen war und die ſich im Hinblick auf ihren Meiſter erdrückend auf die Seele der Chriſtenheit hätte legen müſſen, trotzdem bedeutet es nun eine mit keinem Maß zu meſſende Steigerung der Furchtbarkeit dieſer Schuld, daß dieſelbe Generation einen Krieg verſchuldet, die das letzte vierjährige Morden miterlebt hat. Das iſt die Schuld: daß wir die Millionen, die damals ſtarben, umſonſt ſterben ließen. Denn der Gedanke und Aufſchrei, die Beſchwörung und das Gelöbnis aller, die in jenem Grauen zur Wahrheit aufgewacht waren, war immer nur dieſes Eine, daß dies das letzte Mal ſein müſſe, daß es ſich nie, nie mehr wiederholen dürfe. Und die, welche ſo empfanden und ſchwuren, hatten nicht nur irgendein allgemeines Moralgebot begriffen, ſondern die lebendige Forderung des lebendigen Gottes. „Was haben wir eigentlich alle verbrochen" — ſo ſchreit einer auf — „daß wir hier ſchlimmer als Tiere herumgehetzt, frieren, verlaufen, mit zerlumptem Zeug laufen wie Zigeuner und zum Schluß umgebracht werden wie Ungeziefer?" . . . „Krieg dem Kriege! Mit allen Mitteln gegen ihn ankämpfen! Das wird meine eifrigſte Aufgabe ſein, falls der gütige Weltenlenker mir ein frohes, geſundes Wiederkehren vergönnt." Der dies gelobt hat, iſt nicht wiedergekehrt; aber was ſind *wir*, wenn wir ſein Gelübde mit den Ueberreſten ſeines Leibes begraben haben! Ein anderer, der auch gefallen iſt, ſchreibt ſchon am 24. September 1914 — es war ein freiwillig und begeiſtert Ausgezogener, der aber ſehr raſch zur Wahrheit aufgewacht iſt —: „Ich finde den Krieg etwas ſo Fürchterliches, Menſchenunwürdiges, Törichtes, Ueberlebtes, Verderbliches, daß ich mir feſt vorgenommen habe, wenn ich aus dem Krieg heimkehre, mit aller Kraft alles zu tun, was ich kann, damit es in Zukunft ſo etwas nicht mehr geben kann." (Die Stellen ſtammen aus den „Kriegsbriefen gefallener Studenten", Seite 162 und 109.) So haben ſie einſt aufgeſchrieben, die alles, bis zum Tode, erlitten hatten. Und wir, die wir es nicht erlitten haben, die wir — auch wenn wir etwas davon erlitten hätten — doch das Leben behielten, womit haben wir für unſere Verſchonung bezahlt, was haben wir aus ihren Schwüren gemacht! Iſt es nicht ſo, daß man kaum mehr an dieſe Dinge zu erinnern wagt? An gebrochene Gelübde läßt man ſich nicht gern erinnern. Und ihre Gelöbniſſe waren doch auch die unſrigen; ſie ſind das heilige Vermächtnis unſerer ſterbenden Brüder — und wir haben ihm nicht Treue gehalten. Hier liegt die große Schuld!

III.

Die raſch eintretende Folge dieſer Schuld war das Zurückſinken in die tauſendfache Lüge über den Krieg. Jene Geopferten waren zur Wahrheit aufgewacht geweſen, und ſie hatten auch uns an die Wahrheit herangeführt. Einen Augenblick lang ſtand auch vor unſeren Augen die ſchleierloſe Wirklichkeit des Krieges. Aber wir haben es nicht feſtgehalten, und ſofort waren wieder die Schleier und Nebel,

all die Lügen über das Weſen des Krieges da. Das Reden über den Krieg verlor wieder die lebendige und ungeſchminkte Wahrhaftigkeit und erſtarrte wieder in wirklichkeitsfernen Formeln und Redewendungen, die nichts mehr ahnen ließen von dem Grauen, das der Sache anhaftete, von der man ſprach. Während ein Dunant die Schreckniſſe von Solferino ein Leben lang nicht mehr vergaß, während eine Florence Nightingale von den Viſionen aus den Lazaretten von Skutari verfolgt wurde bis an das ſpäte Ende ihrer Tage, während eine Berta von Suttner mit einer beiſpielloſen Zähigkeit und Unbeirrbarkeit feſthielt an dem, was ſie erkannt hatte, trotz allem Hohn einer verblendeten und unreifen Zeit — haben wir, die wir Zeitgenoſſen eines ungleich furchtbareren und geſteigerten Grauens geweſen ſind, die Sache langſam — nein, unbegreiflich raſch! — verdämmern laſſen und ſind wieder in ein oberflächliches, herz- und phantaſieloſes Schwatzen über das Kriegs- und Friedensproblem eingeſchwenkt.

Was damals hätte kommen müſſen, wäre das geweſen, was ſehr zutreffend mit dem Wort „Aechtung des Krieges" bezeichnet worden iſt. Es iſt ja bekanntlich ſogar zu einer förmlichen, juriſtiſchen Formulierung dieſes Gedankens gekommen; ein „Kriegsächtungspakt" wurde aufgeſetzt und von Regierungen unterſchrieben, vielleicht ſogar von Parlamenten ratifiziert. Aber, dieſe Aechtung lebte nicht in den Herzen der Völker. Die Waffe hätte Abſcheu einflößen müſſen, ſo gut wie irgendein Folterwerkzeug, wie Victor Hugo einmal geſagt hat. Es hätte ſich in der Seele jedes Mannes der Widerſtand erheben müſſen, gegen die ungeheuerlichen Zumutungen, die ihm der Krieg ſtellt, dieſe Zumutungn von Brutalität und Unmenſchlichkeit, von Hinterhältigkeit und Unritterlichkeit, wie ſie der Handhabung der modernen Waffe weſensmäßig anhaftet. Dieſer ſeeliſche Widerſtand iſt nicht zum Durchbruch gekommen. Faſt eher das Umgekehrte ſcheint eingetreten zu ſein. Während die Menſchen vor den primitiv-brutalen Waffen, mit denen unſere Vorfahren einander die Schädel zertrümmerten und die Leiber aufſchlitzten, ein gewiſſes Grauen empfanden, lernten ſie den ausgeſtellten Querſchnitt einer Granate mit Zeitzünder und unvorſtellbar wirkſamer Sprengladung mit ruhigem Intereſſe betrachten, und keinem tauchte eine Viſion von zerfetzten Männern oder auch Kindern auf, wenn ſie dieſe glattpolierten Präziſionsmaſchinen des Mordes und der Vernichtung beſtaunten.

Als der Friede geſchloſſen war, hätten ſich die Völker in tiefem Entſetzen abwenden müſſen von all dem, was der Wahnſinn und die Raſerei des Krieges an ſataniſchen Morderfindungen hervorgebracht hatte. Das iſt nicht geſchehen. Nur vereinzelt ſchrie dieſes Entſetzen auf. Die *Völker* blieben ſtumm; ſie verpaßten ihre Stunde. Und nun geſchah das, was logiſcherweiſe geſchehen mußte: der Kriegsdämon enthüllte ſein letztes Grauen. Weil ihm auch jetzt nichts entgegentrat, gab es keine Hemmungen mehr.

Das Morden legte ſich keinerlei Schranken mehr auf. Es war nun in *jeder*, auch der ſcheußlichſten und feigſten Form erlaubt. Den Waffenſchmieden geſellten ſich die Laboratorien bei. Das ritterliche Schwert, die weniger ritterliche Kugel wurden nun weit übertroffen durch wirkſamere Methoden. Man ließ die braven und tapferen Soldaten, für die man ſonſt ſo viel Sentimentalitäten übrig hatte, in Gaſen erſticken; man ließ ihre Lungen verätzen und ihre Geſichter durch das flüſſige Feuer der Flammenwerfer häuten. Und man ſchwieg dazu. Die Völker erhoben ſich nicht für ihre Söhne.

Und das Morden griff über von der Front auf das Hinterland; es erwählte auch die Wehrloſen zu ſeinen Objekten. Auch Frauen und Greiſe mußten nun in Gaſen erſticken und Kinder wurden zerfetzt. So verlangte es der Fortſchritt der Strategie und Bewaffnung.

Und noch immer erhob ſich nicht der entſetzte Aufſchrei der Völker. Wenn er ſich aber vereinzelt erhob, dann wurde er von Regierungen und Behörden nicht gerne gehört, vielleicht ſogar geſetzlich unterbunden oder moraliſch erſtickt. Es war nicht ratſam, den Leuten über dieſe Dinge die Augen zu öffnen, ſie vor Illuſionen zu warnen, ihnen ihre ganze hoffnungsloſe Preisgegebenheit vor Augen zu malen und an behördlichen Schutzmaßnahmen Zweifel zu äußern. Wer den Krieg entlarvte, wurde zum Verbrecher geſtempelt. Die Regierungen taten dies und das zum Schutz des Volkes. Vieles taten ſie in guten Treuen, Vieles, deſſen Nutzloſigkeit offenſichtlich war, taten ſie, um das Volk zu beruhigen, aber vom Kampf gegen den Krieg ſelbſt wollten ſie nichts wiſſen.

Wir können nicht die ganze tragiſch-ſchuldhafte Entwicklung der ſeeliſchen Einſtellung zum modernen Krieg ſchildern, ſondern nur auf das erſchütternde Reſultat dieſer Entwicklung hinweiſen, das wir nun vor Augen haben: es iſt ungefähr das Gegenteil von Aechtung und Abſcheu. Sehr anſchaulich, erſchütternd eindeutig iſt das zum Ausdruck gekommen in der begeiſterten Akklamation, mit welcher bei den „Wehrvorführungen" (anläßlich der Schweizeriſchen Landesausſtellung 1939) die Exploſionen der Geſchoſſe begleitet wurden von einer Menge armer, phantaſieloſer Menſchen, die darin eine Leiſtung des eigenen Volkes und ſeines „Wehrwillens" beſtaunten, nicht einmal ſo viel Phantaſie aufbrachten, zu bedenken, daß dieſe ſelben bewunderten Mordmaſchinen mit der gleichen grauenhaften Zerſtörungskraft *gegen* ſie und ihre Lieben gerichtet ſein würden, wenn wirklich der Krieg käme, und daß diejenigen, gegen die ſich zu rüſten ſie Grund zu haben meinen, es in *dieſen* Dingen leichtlich noch weiter gebracht haben. So erſtarb die Parole „Nie wieder Krieg", die wir allen im letzten Krieg verſtümmelten und getöteten Opfern ſchuldig waren, die wir von ihren ſterbenden Lippen abgenommen hatten — ſie erſtarb, bevor ſie recht lebendig geworden war.

Und an ihrer Stelle wurde das Stichwort vom „Wehrwillen" aus-

gegeben. Es ist bezeichnend und verhängnisvoll, daß die Parole „Wehrwille", die mit so viel Erfolg lanciert wurde, den Ausdruck „Landesverteidigung" ersetzt hat. Man hatte offenbar das Gefühl, daß das Wort „Landesverteidigung" zu passiv, zu wenig aufrüttelnd sei, und wollte mit dem Begriff des „Wehrwillens" Aktivität und Entschlossenheit zum Ausdruck bringen. Aber man verfiel damit wieder der Phrase und der Waffenromantik, die in dieser Sache nie mehr hätten Platz greifen dürfen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man zu der alten Methode der Berauschung griff, die man von jeher für nötig hielt, wenn es galt, die Völker über die Scheußlichkeit des Krieges hinwegzutäuschen, — daß man dazu griff, gerade weil jetzt eine tötliche Ernüchterung unheimliche Fortschritte zu machen schien, sogar in höchste Offizierskreise hineindrang und ihnen — endlich! — das Bekenntnis der Menschenunwürdigkeit des Krieges abrang. Als sich die Dinge so weit entwickelt hatten, daß von einem Schutz der Heimat, von einer Fernhaltung des Krieges vom geliebten Heimatboden, von einer Bewahrung von Weib und Kind durch militärische Mittel nicht mehr die Rede sein konnte, weil das Erscheinen von Bomber-Geschwadern zu verhindern nicht möglich war, da konnte doch nichts anderes mehr geschehen, als daß die Völker nach verheißungsvolleren Wegen aus der Bedrohung heraus zu fragen begannen. Auf den Gesichtern aller derer, welche diese Dinge wachen Geistes begriffen, war die Frage zu lesen: Wo finden wir nun Schutz für uns, für unsere Frauen, unsere Kinder? — Die offizielle Antwort lautet: In Gasmasken und abgestützten Kellern!! Und die Belege für die Ernsthaftigkeit dieser Antwort lieferte die zeitgenössische Geschichte, die Berichte aus Spanien, China und den polnischen Städten und Dörfern. Das heißt: in dem Momente, wo sich alle bloß militärischen Maßnahmen als für die Landesverteidigung unzulänglich erwiesen (was in keiner Weise einen persönlichen Vorwurf für irgend jemanden bedeutet, sondern in der Natur der Sache, wie sie sich nun einmal entwickelt hat, liegt), gab man die Parole vom Wehrwillen aus, welcher die tragische Illusion erweckt, als ob — sogar für kleine Völker — die Rettung in rein militärischer Einsatzbereitschaft liege.

Es gibt allerdings ein von den Befürwortern des „Wehrwillens" angeführtes sehr ernstes Argument: es ist der Hinweis auf die neue Situation, die entstanden ist durch das Aufkommen der Diktaturen. Es erscheint wie feiger Defaitismus, wenn angesichts dieser Bedrohung der kleinen Völker und ihrer Freiheit auf die Fragwürdigkeit der militärischen Verteidigungsmöglichkeiten hingewiesen wird. Ist denn diese Bedrohung nicht derart unerträglich, daß ein Volk schließlich dazu kommen kann, zu sagen: auch die aussichtsloseste Verteidigung, ja sogar der Untergang wäre der Unterwerfung vorzuziehen? Wir glauben sagen zu dürfen, daß wir für diese Haltung volles Verständnis haben. Es ist ein großes Mißverständnis, zu glauben, daß ernst zu

nehmende Kriegsgegnerſchaft etwas zu tun habe mit Feigheit und leichtherziger Preisgabe der Freiheit. Der Wille zur wirklichen Landesverteidigung und zur Freiheit iſt ſogar eines der Hauptmotive unſerer Kriegsgegnerſchaft. Dieſe Behauptung erſcheint nur dem paradox, der ſich noch nicht aus dem Nebel der oberflächlichſten Schlagworte herausgearbeitet hat. Wir können in dieſem Zuſammenhang nur das eine wiederholen: Hüten wir uns bei dieſen Fragen vor nichts ſo ſehr wie vor den berauſchenden Phraſen. Es gibt Dinge, die man erſt in dem Moment, wo man ſie zur Tat werden läßt, auch in Worte kleiden darf. Wer ſich mit den Worten auf den Lippen: „Lieber tot als Sklav'!" oder „Bis zum letzten Blutstropfen" in Kampf und Tod hineinbegibt, der hat das Recht auf dieſe ſtolzen Worte. Bezeichnenderweiſe pflegt aber gerade der auf ſie zu verzichten. Um ſo fragwürdiger iſt ihr Gebrauch durch Staatsmänner, Parlamentarier, Journaliſten und andere Hinterlandstheoretiker. Wir verachten die Arbeit dieſer Leute keineswegs — haben wir uns ſelbſt ja auch unter ihnen einzureihen —, aber den Gebrauch heroiſcher Phraſen ſollten ſie ſich ein für allemal verbieten. Sonſt hätte man das Recht, ihnen den unerhört ſchweren Vorwurf zu machen, daß ſie andere in den Tod hetzen und mit dem Blut der Wehrfähigen verantwortungslos umgehen. Daß das in der Geſchichte oft genug geſchehen iſt, iſt nur ein Beweis mehr dafür, wie oft man zu dem fluchwürdigen Mittel der Berauſchung griff, um die Völker auf die Schlachtfelder zu hetzen.

So oft hat die wehrfähige Jugend der Völker die Unfähigkeit und Gewiſſenloſigkeit der Staatsmänner und Diplomaten, die Geiſtverlaſſenheit der geiſtigen Führer und den Verrat der Prieſter an ihrem Gott mit ihrem Blute bezahlen müſſen, wobei dieſe Verantwortlichen immer bei der Hand waren, ihr Fiasko mit einem berauſchenden Wort zu verhüllen.

Wieder ſtehen wir vor einem ſolchen Fiasko, vor einer Lage, über der das tragiſche „Zu ſpät" geſchrieben zu ſtehen ſcheint. Die Parole „Wehrwille" von ſeiten der Nicht-Krieger ausgegeben, bedeutet das Offenbarwerden, leider aber nicht das demütige Eingeſtändnis dieſes Fiaskos. Eigentlich müßte es lauten: „Jetzt kommt ihr an die Reihe, ihr Soldaten, denn wir haben nichts fertig gebracht, wir waren nicht imſtande, eine Ordnung des Friedens und des Rechtes in der Welt zu ſchaffen." Wir ſind durchaus bereit, der Parole „Wehrwillen" Ehrerbietung entgegenzubringen, wenn ſie von denen ausgegeben wird, die im Begriffe ſind, ſie in die Tat umzuſetzen; aber wir verachten dieſe Parole, wenn ſie von ſolchen kommt, die nicht in der Lage ſind, dafür ihren perſönlichen Einſatz zu leiſten — die aber etwas anderes, in ſeiner Art auch Großes und Tapferes hätten tun können und tun ſollen. Wir vergeſſen dabei nicht, daß auch hier die Schuld nicht nur auf Einzelnen laſtet, ſondern ſolidariſch iſt, und wir würden uns den Ton der bitteren Anklage nicht anmaßen, wenn nicht eben ſtatt der

Beſinnung auf die gemachten Fehler die Parole des „Wehrwillens“ in die Welt hinausgerufen würde, als ob es ſich um eine berauſchende Errungenſchaft handelte, wenn wir es ſo weit gebracht haben, daß zur Rettung der Freiheit keine anderen Mittel mehr übrig bleiben als die kriegeriſchen. Demgegenüber iſt mit unerbittlicher Nüchternheit darauf hinzuweiſen, daß dieſe Mittel für die kleinen Völker kaum mehr eine Verheißung des Erfolges in ſich tragen und daß die Notwendigkeit ihrer Anwendung immer einen Bankrott der Staatskunſt, der Rechtsidee, der Kultur, der Religion und überhaupt alles Menſchlichen bedeutet.

Es handelt ſich um ein Erwachen aller zur Verantwortung für die Schaffung des Friedens. Clémenceau ſoll einmal den Ausſpruch getan haben, der Krieg ſei eine zu ernſte Sache, als daß man ihn den Militärs überlaſſen könnte. Wenn man dieſen Ausſpruch ſeiner Paradoxie und Boshaftigkeit entkleidet, ſo enthält er die Wahrheit, die wir herauszuarbeiten verſuchten, nämlich: daß der Begriff der Landesverteidigung nicht zum Begriff des „Wehrwillens“ verengert werden darf, ſondern daß er zu erweitern iſt zum Begriff des Friedensaufbaues. Die erſte und ernſteſte Aufgabe der Landesverteidigung muß die Bekämpfung des Krieges ſein. Das erfordert eine völlige Neuorientierung der Aufgabe des Staatsmannes, denn bis jetzt war für den durchſchnittlichen Staatsmann die Pflege des „Wehrwillens“ alles und der Aufbau einer Friedenswelt nichts. Die durchſchnittlichen Staatsmänner haben den Völkerbund nicht ernſt genommen, ſo wenig wie ihre Völker, und dadurch ſind ſie ſchuldig geworden. Es iſt möglich, daß jetzt die Ohren offen ſind für dieſe Anklagen, denn jetzt, in der Stunde der Kataſtrophe und Gefahr, erkennen viele die Wahrheit und erheben den Ruf nach einem übernationalen Recht und einem wahren Völkerbund. Aber wir tun gut, zuerſt einmal die Schuld, die wir am alten Völkerbund begangen haben, wirklich zu erkennen. Vor allem haben wir zu begreifen, daß der Krieg bis auf dieſen Tag eine offiziell anerkannte Methode geweſen iſt, *nicht* geächtet, *nicht* als Verbrechen gebrandmarkt, *nicht* geſtürzt. Darum genügt es nicht, ein „friedlich geſinntes Volk“ zu ſein und nichts gegen den Krieg zu tun. Wer nur friedlich geſinnt iſt und nichts gegen den Krieg tut, der läßt den Krieg in der Welt beſtehen; er muß aber moraliſch geächtet und organiſatoriſch verunmöglicht werden.

IV.

Wenn wir die ſolidariſche Schuld der Völker an der heutigen Kataſtrophe ſchildern, können wir nicht vorübergehen an der *Schuld des Chriſtentums*. Es wird heute davon auffallend wenig geredet. Vor fünfundzwanzig Jahren iſt ſehr viel mehr darüber geredet worden. Man hat damals von einem Bankrott des Chriſtentums geſprochen, mindeſtens von einem Verſagen. Wie iſt es zu erklären, daß dieſe

Vorwürfe heute nicht ebenſo laut, oder noch viel lauter ertönen? Es gibt Kirchenmänner, die ſich darüber freuen, weil ſie offenbar geneigt ſind, das Verſtummen dieſer Vorwürfe als deren Zurückziehung anzuſehen. Daran glauben wir nicht, ſondern es ſcheint uns, daß es ſich um etwas viel Traurigeres handelt. Es kommt uns vor, man habe von den Kirchen überhaupt nichts mehr erwartet. Das Allertraurigſte iſt aber, daß die Kirchen ſelber nichts mehr von ſich erwartet und gefordert haben. Wenn das wahr iſt, dann iſt es allerdings nicht mehr rätſelhaft, daß die andern ohne jede Enttäuſchung — weil eben ohne jede Erwartung — an den Kirchen vorübergehen. Um ſo größer aber iſt das Rätſel, daß die Kirchen ſelber in dieſer Weiſe abgedankt haben ſollen. Iſt denn die hinter uns liegende Zeit nicht eher eine Zeit geweſen, in der die Kirchen ihr Anſehen vermehrt und ihren Einfluß in der Welt ausgedehnt haben? Ja, es ſcheint, daß dies der Fall geweſen iſt. Aber worin liegt denn die Erklärung dieſes Widerſpruchs? Wir müſſen darauf die Antwort geben: Die Kirchen haben ihren Einfluß in der Welt vermehrt, indem ſie die Spannung zwiſchen ſich und der Welt vermindert haben. (Allerdings ſollte man in dieſem Fall wohl eher von Vermehrung der Beliebtheit als des Einfluſſes reden.) So haben ſie unter anderem auch die Spannung zwiſchen Krieg und Evangelium vermindert. Während und nach dem Kriege von 1914 bis 1918 wurde dieſe Spannung auch innerhalb der Kirche mit größter Schärfe empfunden. Man war nahe daran, ſie nicht mehr zu ertragen. Immer wieder wurde mit den Problemen Chriſtus und der Krieg, Bruderſchaft und Krieg, Gottesreich und Krieg gerungen. Es ließ einem keine Ruhe mehr. Man beunruhigte die Welt damit. Man trat in Kämpfe ein. Einzelne gingen ins Gefängnis, weil ihr Gewiſſen ſie nötigte, die Spannung auf eine individuelle Weiſe zu löſen und ihrerſeits jede weitere Beteiligung am Kriegsſyſtem zu verweigern. Es ſtanden große Kämpfe bevor. Es mußte ſchließlich die Frage auftauchen, ob nicht vom Evangelium her eine entſcheidende Erhebung der Menſchen gegen das Kriegsweſen einſetzen müſſe.

Da trat der Rückſchlag ein. Wie ſoll man ihn erklären? Es mag Vieles zuſammengewirkt haben, aber das Entſcheidende iſt bei ſolchen Rückſchlägen immer das menſchliche Urbedürfnis nach Ruhe und „Frieden". So auch hier. Man wich vor dieſen Kämpfen zurück. Nicht irgendwelche theologiſche Theorien oder gar bibliſche Einſichten waren entſcheidend, ſondern das pſychiſche Bedürfnis. Derjenigen Theologie und Bibelauslegung, welche dieſem Bedürfnis entgegenkam, mußte der Sieg zufallen — beſonders dann, wenn ſie ihre, der Müdigkeit entgegenkommenden Theorien gut einzukleiden verſtand. So griff man nach den Jahren der Spannung und angeſichts kommender realer Kämpfe mit beiden Händen nach einer Theologie, welche in geiſtvoller Weiſe einen müden Peſſimismus vortrug, immer und immer wieder das eine Thema von der Sündhaftigkeit des Menſchen abwan-

delte und innerhalb dieſer ſündigen Welt dem Krieg ſeinen legitimen Platz anwies. Denen, welche glaubten, gegen die Ordnungen des Unrechts und der Gewalt ankämpfen zu müſſen, wurde die einleuchtende Vorhaltung gemacht, daß es doch wohl kaum Aufgabe des Menſchen ſein könne, auf Granit zu beißen, und entſpannt und beruhigt zogen ſich daraufhin Viele von dieſer wenig erfolgverſprechenden Beſchäftigung zurück. Auch wurde den Leuten geſagt, daß es gegen die chriſtlich-demütige Einſicht in die eigene Sündhaftigkeit verſtoße, wenn man gegen irgendwelche Dinge Proteſt erhebe und ankämpfe, und unter Geltendmachung der Relativität aller menſchlichen Gerechtigkeit wurden diejenigen, welche ſich für das Recht einſetzten, neben diejenigen geſtellt, welche offenbares Unrecht vertraten. Wenn aber der Gegenſatz zwiſchen Recht und Unrecht doch immer nur ein relativer ſein konnte, dann hatte es keinen Sinn, Entſcheidungen zu fällen und Taten wichtig zu nehmen. Entſcheidungen, Stellungnahme — das gab es nur noch in der dogmatiſch-kirchlichen Sphäre. Anſtelle des Kampfes gegen das Unrecht trat der gegen die Ketzerei. Der Welt und allem Unrecht gegenüber erfolgte jene beiſpielloſe Abdankung der Kirche. Immer konſequenter ſchwieg ſie zu allem, zu jeder Schändung und Vergewaltigung von Menſchen und Völkern. Dabei erſtickte ſie die Ahnung ihres Verſagens und Ungehorſams dadurch, daß ſie verdächtig viel und in verdächtig hohen Tönen von ihrer erfolgten Wiedergeburt zu wirklichem Kirchenbewußtſein und zur Erkenntnis des „Zentralen" redete.

Dieſe Zeit der ſchweigenden Kirche iſt die Zeit, in der das Angeſicht der Erde durch ein Maß von Grauen und Unmenſchlichkeit geſchändet wurde, wie es wenig frühere Epochen aufzuweiſen haben. Es liegt nahe, zwiſchen dieſen beiden Erſcheinungen einen Kauſalzuſammenhang herzuſtellen. Viele werden in dem Gedanken, daß die Haltung der Kirche die Herrſchaft der Unmenſchlichkeit und die Vorbereitung des zweiten Weltkrieges mit verurſacht habe, eine Ueberſchätzung der Bedeutung der Kirche ſehen. Aber auch wenn man die Abdankung der Kirche nur als eine der weniger bedeutenden Urſachen unter viel weſentlicheren gelten ließe, ſo wäre ihre, gerade *ihre* Schuld von unendlicher Tiefe und müßte ſie tiefer erſchüttern als irgend etwas andres. Denn es *mußte* vom Evangelium her eine Leidenſchaft aufſpringen gegen den Krieg. Die Kirche *mußte* hier deutlich reden. Sie mußte *darüber* reden, und nicht über andere Dinge. Dieſes Müſſen kam von Gott her, es war nicht Menſchenmeinung, es war der Ruf deſſen, der jene zehn Millionen Gefallener des letzten Krieges als ſeine Söhne anerkannte und ihre Leiden nicht vergeſſen wiſſen wollte. Die Kirche hätte dieſes an ſie ergangene Wort Gottes vernehmen müſſen. Aber ſie hatte keine Fähigkeit ſtärker eingebüßt als die, das lebendige Wort Gottes zu vernehmen, trotzdem ſie gerade in dieſer Epoche von nichts ſo viel redete wie von ihrer Gebundenheit an Gottes Wort.

Ja, ſie hatte ſogar verlernt, die Bibel zu leſen; denn in jenem Buch gibt es keinerlei Abdankung und Schweigen gegenüber dem Unrecht und keine Preisgabe der Friedenshoffnung. Daß die Kirche das Wort Gottes verachtete, daß ſie ſich ihre Themata ſelbſt wählte, daß ſie den Eifer für Recht, Gerechtigkeit und Frieden hochmütig beiſeite ſchob, daß ſie es vorzog, mit tiefſinnigen theologiſchen Gedankengängen beſchäftigt, an den geſchlagenen und erſchlagenen Brüdern vorbeizugehen, das iſt ihre Schuld. Wird ſie ſie jetzt erkennen? Oder wird ſie wiederum nur darnach trachten, ein Evangelium herzuſtellen, das unberührt und unerſchüttert, kampflos und anerkannt, in einer Welt exiſtieren kann, in der ſich die Menſchen wie Raubtiere anfallen?

V.

Noch eines muß erwähnt werden, wenn wir den Schuldkomponenten nachgehen, die zu der heutigen Kataſtrophe geführt haben. Es betrifft diejenige Sache, die im offenſichtlichſten und aktuellſten Kauſalzuſammenhang mit dem Kriegsausbruch ſteht, es iſt die Schuld — die abſolut *ſolidariſche* Schuld! — am Hochkommen des Faſchismus und des Hitlertums.

Machen wir uns in aller Kürze das Weſentliche klar. Was iſt Krieg? Krieg iſt das „Geſetz des Dſchungels", das Fehlen des Rechtszuſtandes und des Willens zum Recht. Die Ueberwindung des Krieges hätte — wenn wir von allen andern menſchlich-ſittlichen Problemen abſehen — in einem ſiegreichen Vordringen des Rechtsgedankens in die internationalen Beziehungen hinein beſtehen müſſen. Und nun ſind in der Nachkriegszeit dieſe Syſteme aufgekommen, deren weſentliche Bedeutung in der Erſetzung des Rechtes durch die Gewalt liegt. Nicht das, was dieſe Syſteme zuſtandebringen, iſt das Weſentliche, ſondern, daß ſie es durch Gewalt zuſtandebringen, daß jede Oppoſition, jede freie Meinung, jede Kritik einfach zertreten wird. Es iſt nichts anderes als die außenpolitiſche Konſequenz der auf Gewalt aufgebauten Innenpolitik, daß dieſes Syſtem von Anfang an den Krieg verherrlichte, proklamierte und ſchließlich praktiſch „erklärte" oder auch ohne Erklärung begann — den Frieden aber und das Recht des Kleinen verhöhnte. Das alles iſt vor unſeren Augen und Ohren geſchehen, wie es ja auch in der denkbar hemmungsloſeſten Offenheit der Welt in Ausſicht geſtellt worden war. Und nun iſt die Sache zum vollen Ausbruch gekommen und zum unmittelbaren Anlaß der Kataſtrophe geworden. Und nun zeigt alles mit Fingern auf dieſe „Schuldigen".

Wer ſind die Schuldigen? *Wir* ſind die Schuldigen. Dieſe Leute, die man jetzt als die großen Schuldigen erklärt, dieſe Menſchen, von denen keiner auch nur eine Spur von Größe an ſich hat, dieſe mittelmäßigen Figuren ſollten die Kraft gehabt haben, eine auf ganz anderen, beſſeren Grundlagen aufgebaute Welt aus den Angeln zu heben?! Nein, das iſt eine *ſolidariſche* Leiſtung der Völker!

Ich brauche die ganze erbärmliche Bewunderung, die man diesen Leuten gezollt hat, nicht zu schildern, und dann die ebenso erbärmliche Duldung. Nun haben sie uns den Krieg gebracht, und wir empören uns. Wir hätten uns etwas früher empören sollen. Denn diese Leute haben ja längst Krieg geführt, wirklichen Krieg, wenn Krieg doch seinem Wesen nach Ersetzung des Rechtes durch die Gewalt ist. Sie haben Krieg geführt gegen ihr eigenes Volk, gegen ihre Opposition, gegen ihre Minderheiten, gegen den Geist, gegen Christus. Es war weder in ihren Absichten noch in ihren Methoden etwas anderes als Krieg. Sie haben gemordet, gefangen genommen, wie man es im Kriege tut. Und das von Anfang an! Und man hat nichts dagegen gehabt. Eine unsägliche moralische Stumpfheit ist bei allen Völkern zutage getreten. Eine Unfähigkeit, sich über Unrecht zu empören, sich für Recht und Freiheit auch nur zu erwärmen. Ein tiefer Unglaube, eine jämmerliche Untreue gegenüber den eigenen Idealen. Da liegt die große Schuld. Und jedes Volk hat sie auf sich zu nehmen.

VI.

Für uns Schweizer besteht heute noch ein besonderer, ein erschütternder Grund, ganz besonders an diese unsere eigene Schuld zu denken: die andern, England und Frankreich, die Söhne und die Väter, die Frauen und Mütter Frankreichs und Englands sind im Begriffe, die Folgen ihrer — und *unserer* Schuld! — in ungleich schwererer Weise zu tragen, als wir sie tragen müssen. Vielleicht beeilen wir uns, festzustellen, daß wir dafür nichts können, daß es sich hier um den Gang der Weltgeschichte handelt, den zu lenken ja nicht in unserer Macht steht. Und auch wir möchten ja in der Tat nicht leugnen, daß es auch in der Geschichte der Völker Führungen gibt, die allen menschlichen Reflexionen und Entscheidungen entzogen sind. Es kann also wirklich so geordnet sein, daß die einen Völker mehr in die Brennpunkte des Geschehens hineingestellt sind als die andern, daß in rätselhafter und unerforschlicher Weise die gleiche Schuld an den einen furchtbarer heimgesucht wird als an den andern. Aber wehe den Leichtertragenden, den unverdient Verschonten, wenn sie, um dieses ihres milderen Geschickes willen sich von dem Bewußtsein der Mitschuld weniger bedrücken ließen! Gerade das Gegenteil muß geschehen. Denn die Leidenden sind die von der Schuld Entlasteten, sie sind daran, zu sühnen, und haben darum auch ein Anrecht darauf, daß ihnen gegenüber mit der Anklage zurückgehalten wird, ja daß sie verstummt. Auf die andern aber, die unverdient Verschonten, muß sie mit unverminderter Schwere drücken, so lebendig, daß in ihnen ein übermächtiges Verlangen nach der Sühne aufsteigt. Daß Sühne sein muß, das ist eines jener gottgeordneten Gesetze, dem sich auch die Völker nicht entziehen können, wenn sie nicht dem moralischen Tod verfallen wollen. Allerdings glauben wir, daß die *Art* ihrer Sühneleistung von

den Völkern nicht einfach ſelbſt gewählt werden kann, daß es darum der Schweiz beſtimmt ſein könnte, die Sühne *ihrer* Mitſchuld an der gegenwärtigen Kataſtrophe auf eine andere Art zu leiſten als Frankreich und England ſie leiſten müſſen. Aber ſie muß ſie leiſten, ſie muß ſich dazu drängen, ſie muß darnach fragen, ſie darf nicht ruhen, bis ſie den Weg zu ihrer Sühne gefunden hat.

Worin liegt unſere Sühne? Bevor wir einen Hinweis auf die mögliche Antwort geben, wollen wir noch einmal uns das vor Augen ſtellen, was uns zu vollem Wachſein aufrütteln kann, denn nur in ſolchem Wachſein kann der Menſch mit dem Schauen neuer Wege begnadigt werden. — Es gibt ſicher niemanden unter uns, dem nicht immer wieder — vielleicht in Stunden der Nacht — das vor die Seele tritt, was dort unten, zwiſchen jenen beiden Frontlinien, die ſich von ſchweizeriſchen bis zur luxemburgiſchen Grenze hinziehen, irgend einmal geſchehen kann: ein Verſuch des Durchbruchs durch dieſe mit dem mechaniſierten und automatiſierten Mord ausgerüſteten Linien. Was das bedeuten würde, wiſſen wir: den Tod von Hunderttauſenden.

Und unſere Seele müßte nun dem Gedanken ſtandhalten, daß ſie um unſerer Schuld willen ſterben. Was können wir da noch weiter ſagen?

Aber geht nicht noch ein anderer Gedanke um unter uns? Wir haben ihn ſchon von Vielen bedrückten Herzens äußern hören: Sie ſterben auch *für* uns, die, welche ſich dem Prinzip der Gewalt entgegenwerfen und für die Herrſchaft des Rechtes, des einzigen Hortes der kleinen Völker, ſtehen; ſie retten uns vor Sklaverei und Unmenſchlichkeit. Wir laſſen uns von ihnen retten, wir laſſen ſie *für* uns ſterben. Wir haben vielleicht damit in faſt plumper Weiſe etwas ausgeſprochen, was man ſich kaum zu denken getraut. Die Menſchen ſprechen nicht darüber, aber nicht, weil es ſie nicht beſchäftigt, ſondern weil es ſie tiefer bewegt, als daß ſie leichthin darüber reden könnten. Sie leſen in dieſem Krieg die Frontberichte anders, als ſie ſie früher laſen. Es iſt nicht einfach das Intereſſe an der Entwicklung der Ereigniſſe, es iſt auch nicht bloß irgendwelche Sympathie oder Abneigung, nein, im tiefſten Grunde zittert in ihnen das Bewußtſein: es iſt *unſere* Sache, die da entſchieden wird.

Wenn wir auch wiſſen, daß es ein Schweigen der Ehrfurcht gibt, ſo glauben wir doch, daß es jetzt gebrochen werden muß, damit dieſe Wahrheit auf das Piedeſtal geſtellt wird, auf das ſie gehört. Damit keine Selbſttäuſchung mehr möglich ſei, damit jene Lüge ſich nicht erhebe, zu der des Menſchen Stolz ſo gern greift: *Wir* ſind es geweſen, wir haben uns ſelbſt geholfen, mit *unſerer* Kraft, mit unſerer Bereitſchaft. Nein, wenn wir es haben annehmen müſſen, was die andern für uns taten, müſſen wir auch demütig genug ſein, zuzugeben, daß wir es angenommen haben. Eines wollen wir nicht, es einfach in brutalem Egoismus akzeptieren. Wir wollen der Dankbarkeit unſere

Herzen öffnen und jede Verpflichtung, die ſie in ſich ſchließt, auf uns nehmen. Es iſt keine Schmach, Hilfe empfangen zu müſſen, aber es iſt eine Schmach, des Dankes zu vergeſſen. Dieſe Welt iſt auf dem Geſetz des Nehmens und Gebens aufgebaut. Nur derjenige, der es ſich ehrlich klar macht, wenn er ein Empfangender iſt, wird nicht verſagen, wenn die Stunde kommt, in der er zum Geben aufgerufen wird. In jenem „für uns" offenbaret ſich das große Geſetz der Solidarität, an deſſen endlichem Begreifen das Heil der Völker hängt. Je klarer es uns vor die Seele tritt, daß wir der Solidarität unſere Exiſtenz als Volk verdanken, um ſo eher werden wir dazu kommen, ſie zum bewußten Grundſatz unſeres politiſchen Handelns zu machen.

Kann es, wenn wir jenes „für uns" begriffen haben, anders ſein, als daß mächtig der Wille in uns aufſteht, der Dankbarkeit Ausdruck zu geben für die äußerſten Opfer, die jene auf ſich genommen haben, ſo daß wir zu fragen beginnen: Was ſollen wir tun? Wiederum, in neuem Zuſammenhang und Sinn, ſteht die Frage nach der Sühne vor uns. Was ſollen wir tun? Das erſte iſt: Ehrfurcht haben vor den Leiden derer, die auch für *uns* litten. Dieſe Ehrfurcht wird ſich darin zeigen, daß wir in bezug auf *unſere* Leiſtungen demütiger werden und von *unſeren* Leiden kein Aufhebens mehr machen vor jenen, welche *alles* gelitten haben. Mir geht ſeit Wochen ein Refrain nach aus der Rezitation einer Schauſpielerin:

Tu du nun einfach deine Pflicht,
die andern ſind geſtorben — und du nicht.

Aber was ſollen wir weiter tun? Jene Ehrfurcht iſt ja noch gar kein Tun, welches ſind denn die eigentlichen Taten, die von uns gefordert ſind? Es drängt ſich uns eine Antwort auf, die leider nicht nur ſchlicht, ſondern auch trivial klingt: wir müſſen für den Frieden arbeiten. Vom Kriege verſchont bleiben, das kann keinen anderen Sinn haben, als aufgerufen ſein, ſich für den Frieden einzuſetzen. Unſer verſchontes Land ſoll eine Stätte des Friedenskampfes und der Friedensleidenſchaft ſein. Wer darin nichts Großes, jedem andern Einſatz Ebenbürtiges, zu ſehen vermag, der hat noch nicht begriffen, daß Friede nicht weniger bedeutet als eine auf ganz neuen Grundlagen aufgebaute und auf neue Ziele gerichtete Welt.

Hier liegt unſere Berufung. *Das* iſt es, was wir tun ſollen. Aus unſeren ſo unbegriflichen Bewahrungen im Kriegsgeſchehen haben wir die Berufung herauszuhören. Wir dürfen dieſe Bewahrungen weder als Zufall, noch als Lohn für etwas, das wir bereits geleiſtet haben, ſondern lediglich als Aufgabe, als ein Aufgeſpartſein für ein Werk betrachten. Nur der Glaube an dieſe Berufung kann es uns vielleicht erträglich machen, daß wir andere für uns kämpfen und ſterben laſſen. Die Erklärung für unſer Verſchont-bleiben liegt nicht in der Vergangenheit, ſondern in der Zukunft, nicht in dem, was wir

waren und taten, ſondern in dem, was wir ſein werden und tun ſollen. Nicht weil wir ein beſonders „friedliches“ Volk mit einer „traditionellen Friedenspolitik“ waren, ſind wir bewahrt worden, — müſſen wir doch zufrieden ſein, wenn man uns nicht einer gegenteiligen Haltung und Geſinnung beſchuldigt! — ſondern weil es noch irgendwo eine Friedensinſel geben ſoll. Wir werden nicht um unſerer ſelbſt willen gerettet, — gerettet durch die erſchütternden Opfer anderer — damit wir für uns ein egoiſtiſches und enges Leben führen auf unſerer Friedensinſel. Auch nicht nur dazu iſt dieſe Friedensinſel da, damit ſich einige auf ſie retten können, die das Glück haben, ſich ihrem Strande zu nähern — obſchon wir auch dieſe Rettungsaufgabe mit großzügiger Bereitſchaft und leidenſchaftlichem Erbarmen an die Hand nehmen ſollen — ſondern vor allem dazu, daß von ihr aus der Kampf für den Frieden vorſtoßen kann.

Damit das möglich ſei, muß aber unter uns ſelbſt ein entſchloſſener Wandel der Geſinnung anheben. Wir müſſen verſtehen lernen, was Friede iſt. Friede iſt nicht einfach das Ruhen der Waffen. Friede iſt eine neu geſtaltete Welt, nicht weniger als dies. Er iſt eine auf der Anerkennung der unbedingten und unbegrenzten Herrſchaft des Rechtes beruhende Ordnung und Verfaſſung, durch welche die Gewalt geächtet und zum Verbrechen geſtempelt wird. Friede iſt das Erfüllt- und Durchdrungenſein jedes Einzelnen von dieſer Rechtsgeſinnung, woraus mit Selbſtverſtändlichkeit auch eine andere Stellung zur Waffe ſich ergibt. Dieſe wird nur noch als Inſtrument des Rechtes in Frage kommen und nur angewendet werden müſſen gegenüber denjenigen, welche ſich verbrecheriſcher Weiſe der geiſtigen Autorität des Rechtes nicht beugen. Darum wird die Rüſtung, die jetzt den Wohlſtand der Völker verzehrt, auf geringſte Dimenſionen zuſammenſchrumpfen.

Friede bedeutet guten Willen gegenüber allen Völkern, freudiges Aufgeſchloſſenſein für ihre Individualität, Ueberwindung aller Borniertheit und nationalen Selbſtgefälligkeit, alles Götzendienſtes am eigenen Blut und an der heimatlichen Erde. Friede bedeutet die Zuſammenfaſſung der Kräfte aller Völker zur Ueberwindung der Not und des Elendes auf der ganzen Erde, brüderliche Zuwendung zu den bisher von den materiellen und geiſtigen Gütern ausgeſchloſſenen Klaſſen und Raſſen. Friede bedeutet den endlichen Sieg des Brudergedankens und des Glaubens an den einen Gott und Vater aller Menſchen.

Wir ſind mit unſeren Gedanken in die Zukunft geeilt, aber wir würden uns in Schwärmerei verlieren, wenn wir nicht ſofort in die Gegenwart zurückkehrten und nach den erſten Schritten fragten, die es zu tun gilt. Gerade das, was wir über die kommende Friedensordnung ſagten, erinnert uns an die beſonders ſchwere Schuld, deren Wiedergutmachung das erſte und dringendſte iſt: die Zerſtörung des *Völkerbundes*, an der die Schweiz ſo ſtark und aktiv beteiligt war, zuerſt an ſeiner inneren Lähmung durch ihre Skepſis, durch die Stumpfheit,

mit der ſie das Kriegserlebnis — und das Erlebnis ihrer Verſchonung! — verdämmern ließ, durch ihre Sattheit, die in ihr keinerlei Sehnſucht nach einer beſſeren Ordnung der Welt aufkommen ließ, durch ihre völlige Unfähigkeit, den Gedanken der Solidarität zu begreifen und dafür Opfer zu bringen, durch ihre wahnſinnige Ueberheblichkeit, in der ſie meinte, ſich ſelber helfen zu können, durch ihre Liebedienerei gegenüber jenen Mächtigen, welche das Ideal der ſolidariſchen Völkergemeinſchaft aus durchſichtigen Gründen haßten und verhöhnten. Mit welcher Ahnungsloſigkeit hat die Schweiz mitgehöhnt! Und nun hören wir ein anderes Hohngelächter, das Gelächter der Hölle, die uns zuruft: Ihr habt die Solidarität verneint und habt damit den Krieg bejaht; ihr habt die internationale Rechtsordnung beſpöttelt, nun wird euere Kleinheit und Ohnmacht zum Spott der gewalttätigen Koloſſe.

Wir dürfen uns über die äußerlich gefahrvolle und innerlich unerträgliche Lage, in die wir durch unſere, „Neutralität" genannte, Iſolierung hineingeraten ſind, nicht täuſchen. Der Zuſammenbruch des Völkerbundes iſt eine Kataſtrophe ohnegleichen auch für uns. Wenn die Gewalt über uns kommt, können wir *nur* durch das Einſtehen anderer Völker gerettet werden. Unſere Armee kann wohl kämpfen, und es liegt uns fern, ihr den Reſpekt zu verſagen. Aber über ihre Möglichkeiten einem zwanzigfach überlegenen Gegner gegenüber dürfen wir uns keine Illuſionen machen. Die Auferſtehung unſerer Freiheit wird ſchließlich nur erfolgen durch die Solidarität, die uns die andern halten. Vielleicht aber bleiben wir bewahrt. Um unſerer klugen Neutralität willen? Nein! Auch das nur deshalb, weil andere die Gewalten niederringen, die — wenn ihr Kalkül es ihnen vorteilhaft erſcheinen ließe — uns unterjochen würden, wie ſie andere unterjocht haben.

Die Wahrheit, daß das Leben der Völker auf dem Grundſatz der *Solidarität* aufgebaut werden muß, bricht durch. Es bleibt nur noch die Wahl zwiſchen Solidarität und Chaos. Im Chaos haben nur die Starken Ausſicht, ſich zu behaupten — und auch ſie nur, bis der Stärkere kommt —, im ſolidariſchen Bund der Völker aber iſt allen, auch den kleinen Völkern, die Lebens- und Entfaltungsmöglichkeit garantiert. Der ſolidariſche Bund hebt die jeder wirklichen Kultur hohnſprechende Wertunterſcheidung zwiſchen „großen" und „kleinen", „ſtarken" und „ſchwachen" Völkern überhaupt auf und macht damit der Herrſchaft der Quantität und Brutalität ein Ende.

Die Zeit iſt überreif, daß die veralteten Staatsmaximen der Souveränität und Neutralität fallen. Neutralität war einmal ein Ideal, und das Beſte daran war, wenn das Sichfernhalten des Kleinen von den Händeln der Großen nicht bloß begreiflicher Klugheit, ſondern einer pazifiſtiſchen Geſinnung entſtammte, dem Abſcheu gegen den Krieg und der Einſicht, daß es auch ohne Krieg gehe. Heute bedeutet

Neutralität leider nicht mehr bloß ein Sichfernhalten vom Krieg, ſondern auch ein Sichfernhalten von der Aufrichtung einer neuen, auf dem Recht beruhenden und damit den Frieden ſchaffenden Ordnung. Der Neutralitätsidee fehlt das Vorwärtsdrängende und Schöpferiſche. Sie enthält das rückſchrittliche, unzeitgemäße, das Gebot der Stunde und den Willen Gottes verkennende Element der Deſolidariſierung. Aber tritt da nicht noch einmal in gefährlich konkreter Weiſe die Frage an uns heran: Was ſollen wir denn heute tun? Sollen wir, ein kleines Volk, unſer Schickſal mit dem irgendwelcher anderer Völker verknüpfen, die Folgen ihrer Politik, bei deren Führung ſie uns nicht zu Rate gezogen haben, auch auf uns nehmen? Die Zerſtörung des Völkerbundes hat uns in dieſe Lage gebracht, daß es ſcheint, als gäbe es nur die Wahl zwiſchen dem Mitmachen an der mehr oder weniger gerechten Sache anderer und dem unſolidariſchen Alleinſtehen. Nein, es gibt noch dieſes Dritte, das allen Völkern mit gutem Willen Zugewendete: die Bejahung des Rechtes und der Solidarität. Dazu ſich mit Wort und Tat zu bekennen und dafür jeden Einſatz zu wagen, das iſt unſere neue Pflicht und — unſere Rettung. *Paul Trautvetter.*

Das Programm des Friedens.[1])

Der ſchweizeriſche Zweig der Weltaktion für den Frieden iſt durch die Empfindung tief bewegt, daß raſch, mitten in die dämoniſche Spannung vor dem letzten Ausbruch der aufgebotenen Rieſenmächte des Verderbens hinein, das bannende und rettende Wort des Friedens geſprochen werden und über die blutigen Banner des Krieges ſich die weiße Fahne des Rechtes und der Menſchlichkeit erheben müſſe. Wir glauben, daß ſchon jetzt in großen Lettern ein *Programm des Friedens* vor den Völkern aufleuchten ſollte, das wenn möglich jenen letzten Ausbruch verhindern oder, wenn das nicht gelingen ſollte, ſeine Schrecken abkürzen und damit ſeine Verwüſtungen vermindern, auf alle Fälle aber den Völkern ein Licht in der Finſternis ſein und die Seelen vor Verzweiflung bewahren könnte.

Folgendes muß, ſcheint uns, in den Hauptzügen das Programm des Friedens ſein, den die Welt braucht. Die Gedanken vieler bewegen ſich ihm zu; es ſollte die Fahne des ganzen Friedenskampfes werden.

Erſtens: Es darf *kein falſcher Friede* ſein. Wir wiſſen jetzt alle aus anſchaulicher Erfahrung, daß ein ſolcher nur der Vater neuer, noch ſchlimmerer Kriege wäre. „Wehe denen, die Friede! rufen, wo doch

[1]) Dieſer im Auftrag des ſchweizeriſchen Zweiges der Weltaktion für den Frieden (RUP) verfaßten und herausgegebenen Erklärung zum Programm des Friedens wird ſobald als möglich ein ausgearbeitetes Programm ſelbſt folgen, das genauer auf die einzelnen Punkte eingehen und zu deren Problemen Stellung nehmen wird.